

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 19

Artikel: Ein Matrose erzählt
Autor: Gedat, G.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wieder leuchten die Kirschen rot und dunkel bis zu dem tiefsten Schwarz aus den Körben und bringen eine lustige Note in die Marktstände und Läden. Doch schöner noch leuchten sie von den Kirschbäumen selber, und von den Späzen und Staren bis zu den Menschen herrscht eitel Freude über den Segen. Nichts geht darüber als sich die Kirschen selber vom Baum zu pflücken und womöglich wie ein Star im Gezweig sitzen. Denn die Kirschen in des Nachbars Garten haben es nicht nur der Vogelwelt angetan — auch der leuchtendbunte Pirol oder Kirschvogel macht sich seine Schönheit und sein Flöten im Kirschbaum bezahlt —, sondern ein eingeborenes Diebsrecht geht von einer zweibeinigen jungen Generation auf die andere über. Und eine erwachsene Generation nach der andern über die jungen unverschämten Kirschdiebe.

Kein Wunder, daß neben dem Apfel der Eva, das Kirschenpflücken in fremden Gärten sprichwörtlich zur Umschreibung verbotenen Liebesgenußes wurde. „Eva wie ihre Töchter haben gern zwei Kirschen an einem Stiel“, sagt das Sprichwort, deckt aber den Mantel der Nächstenliebe über manchen Adam, der am liebsten einen ganzen Kirschbaum besäße.

Auch sonst hat sich die Spruchweisheit der Kirsche ebenso reich angenommen, wie der Volksglaube. Es sei nur an die Barbarazweige erinnert, Kirschruten, um Weihnachten herum geschnitten, deren Blüten weisagende Kraft besitzen sollen.

Von den ewigen Leidpickern, die nicht das Schöne der Erde sehen und schmecken wollen, sagt ein französisches Sprichwort: „Einem traurigen

Vogel schmecken alle Kirschen bitter.“ Und von den Übersparfamen heißt es im Englischen wie im Französischen, daß „sie eine Kirsche in mehrere Stücke teilen“.

Und daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist, stellt Luther mit so vielen andern fest, „denn sie werfen einem die Kerne ins Gesicht“. Und Cotdrave meint ebenso: „C'est folie de manger cerises avec son seigneur“. Noch plastischer heißt es im Straßburger Lustgarten vom Jahre 1621:

Mit Herren ist böß Kirschen essen,
Wand sie die besten hand gefressen,
So werfen sie mit Stielen dich,
Viel lieber will sie kaufen ich.

Da hier, wie anderswo, viel öfters die Rede von Stielen als von Kernen ist, muß man annehmen, daß die Kerne auch von den großen Herren größtenteils mitverschluckt wurden, wie dies auch in meiner Kindheit, als der Blinddarm noch nicht entdeckt war, noch reichlich geübt wurde.

Nach dem englischen Volksglauben muß der Kuckuck erst drei tüchtige Mahlzeiten Kirschen gegessen haben, ehe ihm erlaubt wird, sein Singen einzustellen.

Drei tüchtige Kirschenmahlzeiten, wer möchte da nicht mithalten! Zitiert doch schon ein altes Lexikon vor 220 Jahren einen Arnold Villanovanus, der feststellt, „daß die Leber der Sperlinge um die Zeit der reifen Kirschen viel größer sei als zu andern Zeiten des Jahres“. Woraus er schließt: „weil dann die Sperlinge die Kirschen häufig fressen, daß derselben Saft die Leber stärken und gut Geblüt machen könne“.

B. Sch.

Ein Matrose erzählt

Von G. A. Sedat

Abend auf dem Meer. Eigentlich ist es erst Spätnachmittag, aber der Himmel ist dunkel wie tiefste Nacht. Pechschwarz ist die Flut, aufleuchtend darüber der weiße Schaum der Wellenbrecher.

Das Deck des Schiffes ist fast leer. Nur wenige Menschen wagen sich heraus, denn der

Wind weht toll um Ecken und Aufbauten und pfeift um uns ein lustiges Lied. Die meisten Passagiere sitzen in den Räumen und spielen Karten. Sie wissen nicht, was es hier oben für ein seltenes und schaurig schönes Schauspiel der Natur zu sehen gibt.

Ich habe meinen Wettermantel fest zu-

geknöpft und meine Mütze tief auf die Stirn gezogen. Das Schiff kämpft schwer durch die Wellen. Die Mannschaften sind auf Deck angetreten. Es ist Sturmgefahr. Das Lederzeug mit dem Hut und den schweren Stiefeln macht die Männer zu phantastischen Erscheinungen, die eilig hin und her über das Deck laufen. Es kommt mir wieder und wieder das Bild vom fliegenden Holländer in den Sinn.

Aufleuchtet die Nacht. Über das Dunkel des Himmels jagte im Osten ein Blitz, lang und grell. Im Westen antwortet ein anderer. Blitz folgt auf Blitz. Fünf schwere Gewitter toben in den verschiedenen Richtungen. Werden die Wetter heraufziehen und über uns kommen? Blitze, überall Blitze. Es ist ein schönes Bild, das sich hier dem Auge bietet.

Die Mannschaft steht in Alarmbereitschaft. Jeder weiß, daß es einen tollen Kampf mit den Elementen gibt, wenn wir in diese Wetter kommen. Ich habe mich in eine Ecke gedrückt, wo der Wind mich weniger packen kann. Ich sehe dem Spiel der Blitze zu. Das Schiff stöhnt und schwankt.

Neben mir steht ein Matrose. Die Krempe hat er ins Gesicht gezogen, den Riemen um das Kinn gelegt. Der Mann steht hier auf Posten. Wie alt er ist? Ich schätze ihn gegen fünfzig Jahre. Wie immer, wenn ich einen Menschen sehe, kommt mir die Frage nach seinem Wohin und Woher. Was der Mann neben mir wohl für eine Geschichte hat? ...

„Mare valde commotum est,“ meint der andere unvermittelt und lachend zu mir.

„Manu . . .?“ sage ich erstaunt und überrascht.

„Alte Weisheit von der Penne her.“

Der Mann grinst mich an. Zwei Reihen blitzendweißer Zähne stehen ihm zwischen den Lippen.

Wie von selbst kommen wir beide in ein Gespräch. Zu tun hat der andere ebensowenig wie ich, denn noch sind die Wetter weit von uns, und es ist noch nicht entschieden, ob sie uns überhaupt erreichen.

Fragt der Mann mich nach dem Wohin meiner Fahrt, antworte ich ihm und frage ihn nach seinem Woher. Wir sehen uns an und wissen, daß wir einander verstehen. Das Deck ist leer. Wir

beide, der Seemann und ich, sind ganz allein. Gegen die Wand gedrückt, warten wir auf den Ausgang der Wetterspiele dort vor uns. Und wir sprechen von unserem Leben.

„Ja,“ meint jener, „Sie haben recht. Ich fahre schon lange auf See, und es gibt keine Meere, die ich nicht kenne. Wie alt ich war, als ich fortging aus der Heimat? Und wie das alles kam?“

Der Mann tritt ein paar Schritte vor, spuckt über die Reling, schaut in das Wetter, das unserem Schiff am nächsten steht, lehnt sich wieder neben mir an die Wand und starrt in das Dunkel. Ich sehe schweigend in sein windhartes Gesicht, das ein paar Blitze erhellen. Ich weiß, daß der Mann reden wird, daß er reden muß. Dann fängt er an.

... die alte Geschichte. Ich las alle die Märchen vom Meer, Geschichten von Seefahrern und Abenteuern, von fremden Städten und fremden Menschen, und in mir erlebte eine junge Seele alle die fernen Lande, die eine wirklichkeitsfremde Romantik vergoldete. Ich glaubte alles, bedingungslos, wer tat das als Junge auch nicht?

Muß ich Ihnen erst sagen, wie es in der Schule um mich stand? Es wurde schlechter, immer nur schlechter. Zu Hause häuften sich die Zusammenstöße. Vater war außer sich, sein ganzer Bürgerstolz empörte sich gegen den Sohn. Immer wieder mußte ich es hören, wie bald die ganze Stadt — wir wohnten in einem kleinen Nest am Rhein — mit Fingern auf ihn zeigen werde, auf ihn, der den schlechtesten Schüler der Schule seinen Sohn nennen mußte.

Ich wollte mich bessern. Kennen Sie das, wie es ist, wenn einer sich Mühe gibt, wie einer versucht und versucht, und es geht nicht? Sehen Sie, das kennen Sie auch. — Nun, so werden Sie mich ja auch verstehen. Ich wollte und wollte, ja, aber der Wille . . . Zahllos die Streiche, die wir verbrachen, ich immer mitten drin, immer dort, wo es am gefährlichsten und verwickeltsten war. Und dann kam die Katastrophe. Ich flog von der Schule, vierzehn Jahre alt. Der Rektor eröffnete mir eines Tags vor versammelter Klasse meinen Ausschluß und sagte, daß er das auch dem Vater schriftlich mitteilen würde. Da ging ich nicht mehr nach Hause.

Den ganzen Tag bin ich gelaufen, immer den Rhein entlang. Ich habe gehungert und habe gebettelt. Es ist mir heute noch unerklärlich, wie ich bis Hamburg kam, ohne daß mich die Polizei aufgegriffen hätte.

Hamburg . . . ich stand am Hafen und sah alle die Schiffe, Segler und Dampfboote, große und kleine. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich stand also dicht vor der Erfüllung meiner ganzen Sehnsucht. Wie im Traum bin ich durch die Straßen gelaufen. Wie ich es jetzt anstellen sollte, auf ein Schiff zu kommen, wußte ich nicht. Plötzlich klatschte in mein Gesicht eine Ohrfeige, daß ich vor Schmerz aufschrie und ganz wach wurde. Ein Junge hatte mich geschlagen. Ich hatte ihn angerempelt. An die Kehle bin ich dem Kerl gesprungen. Wild haben wir miteinander gerungen. Als unser Zorn verbraucht war, hat er mich gefragt, wer ich sei, und wohin ich wolle. Ich hatte gleich Vertrauen zu ihm und habe ihm alles erzählt, mein ganzes Schicksal. Da hat er zuerst gelacht, aber dann ist er ganz ernst geworden und hat gemeint, daß das gar nicht so einfach sei, wie ich mir das gedacht. Und er hat mir erzählt, daß es viele Schwierigkeiten geben würde beim Anheuern und bei der Ausstellung eines Passes. Mein neuer Freund fuhr auch auf einem Schiff, und dann hat er gemeint, daß es vielleicht das beste wäre, wenn ich „Wilder“ würde, wenn ich mich einfach auf ein Schiff schliche, das kurz vor der Abfahrt stehe. Was meiner dann warten sollte, wenn man mich entdeckte, davon erzählte er mir wohlweislich nichts.

Der Junge hatte Geld, und er hatte Brot und Würst. Ich hatte nichts mehr. Wir sind in eine Kneipe gegangen; es war das erstmal, daß ich ein Hafenlokal betrat. Wir aßen und tranken und machten Pläne und verwarfen sie wieder. Es war spät, als wir wieder auf der Straße standen. Aber wir hatten einen Plan, einen, der mir sehr zusagte, und der auch mein Freund befriedigte.

Sein Schiff war ein Sldampfer, der morgen gegen Mittag in See gehen sollte. Ziel war Amerika. Auf ihm wollte ich mich verstecken. Es war alles auf das beste ausgedacht. Ich ging mit meinem Freund zu seinem Schiff, daß ich

wußte, wo es lag. Die Wache hätte mich zu dieser Stunde nicht hinaufgelassen. So bummelte ich durch die Stadt und schlief in den Anlagen irgendwo an der Alster.

Am andern Morgen war ich früh unten am Hafen. Es war ein leichtes, unbeobachtet auf das Schiff zu kommen, denn es war viel Betrieb darauf, weil es kurz vor der Abfahrt stand. Mein Freund half mir, ein Versteck zu finden. Dort saß ich lange Stunden. Ich hörte Lärmen und Pfeifen. Schritte kamen und gingen an meinem Versteck vorbei. Dann lief ein Erschüttern durch das Schiff. Die Schrauben begannen zu arbeiten. Ich wußte, daß wir fuhren. Ich war für ein paar Augenblicke restlos glücklich.

Wir waren längst auf hoher See, als man mich entdeckte. Mein Freund tat, als kannte er mich nicht; so war es verabredet. Ich erhielt eine wahnsinnige Tracht Prügel. Ich wurde vor den Käpten gebracht, und der verprügelte mich noch einmal. Tagelang habe ich weder sitzen noch liegen können. Mit meinem Freund freundete ich mich an. Er half mir, mich zurechtzufinden. Ich mußte arbeiten. Waschen, scheuern, dem Koch helfen.

Im Kanal kriegten wir schlimmen Wind. Der alte Kasten flog und tanzte, daß mir schwarz und grün vor den Augen wurde. Ich war seekrank. Alles war mir einerlei. Ich war das Leben leid und die Seefahrt. Ich dachte an meine Mutter. Ich wollte nach Hause. Ich wollte den alten Herrn um Verzeihung bitten und dann ein neues Leben beginnen.

Wir fuhren an der englischen Küste vorbei. Gar nicht so weit schien mir die Entfernung. Ein Gedanke kam in mir auf, ich wollte hinüberschwimmen. Ich wußte, daß ich es schaffen würde. Leise schlich ich mich zum Heck. Vorsichtig schaute ich mich um, ob keiner mich sah. Ich wußte, daß ich sehr auf der Hut sein mußte, damit mich beim Absprung die Schiffschraube nicht erwischte. Es galt, mit einem langen Hechtsprung möglichst weit gegen die Fahrtrichtung abzuspringen. Ich kniete nieder, daß mich keiner sehen sollte, und band die Schwimmweste um, die ich mir hervor-gesucht hatte.

Plötzlich hörte ich Schritte. Dieselben kamen näher. Ich sprang auf und rannte zur Reling. Eine Hand packte nach mir . . . der Steuermann. Ohne zu fragen, begriff er die Situation. Ohne ein Wort zu sagen, riß er mir die Schwimmweste herunter, griff nach einem Tau, legte mich über sein Knie und schlug auf mich ein. Mir vergingen die Sinne. Eine Ohrfeige erweckte mich zu neuem Leben. ‚Geh jetzt,‘ sagte der Alte, ‚ich glaube, du hast genug dabei gelernt.‘ Sonst sagte er kein Wort, auch zu keinem der andern. Ich war von dem Tag an sein Freund.

In Newyork wurde ich streng bewacht. Der Käpten wollte nicht, daß ich an Land ginge. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich wieder zu Hause abzuliefern. Ich durfte das Schiff nicht verlassen. Wir nahmen unsere Petroleumladung ein und fuhren nach Europa zurück.

Noch keine zwei Tage waren wir unterwegs, als ich eines Mittags einen scharfen Brandgeruch verspürte. Ich rannte nach oben, so schnell die Füße mich trugen. Am Bug quoll dicker Qualm heraus. Das Schiff hatte gestoppt. Wir fuhren nicht mehr. Rennen und Geschrei der Besatzung. Einige sprangen über Bord. Mein Freund, der Steuermann, schrie mir zu, ihm zu folgen. So sprang auch ich ab, ohne Schwimmweste, ohne alles. Aufklatschend fiel ich ins Wasser und versank. Ein paar kräftige Stöße, ich war wieder an der Meeresoberfläche. Ich schwamm; eine Welle riß mich mit und trug mich ein mächtiges Stück von dem verlorenen Schiff fort. Plötzlich ein furchtbarer Knall, der Kasten war in die Luft geflogen.

Es müssen Stunden vergangen sein, bis mich ein Küstendampfer auffischte und nach Amerika mitnahm. Von meinen Kameraden habe ich nie wieder etwas gehört. Ich weiß auch nicht, ob einer von ihnen lebend aus der Katastrophe herauskam.

Dann habe ich in Newyork angeheuert. Ich bin durch alle Meere gekommen und habe mich in fast allen Hafenstädten der Welt herumgeschlagen. Wie weit ich's gebracht habe? Ober-

matrose bin ich heute, habe zu Hause in Hamburg Weib und Kind und einen Hundelohn für schwere Arbeit und ewiges von daheim Fortsein.

Ne, wissen Sie, so ist das nicht, wie die meisten Leute sich das mit der Seefahrt denken, wie Jungs vor allem sich das ausmalen. Freilich einige haben Glück, haben Erfolg und werden sogar berühmt dabei. Aber von den andern Zahllosen, Namenlosen redet ja keiner, von den vielen, vielen, die um die Ecke gehen. Das Schlimme ist bloß, daß die, denen das Glück hold war, das so gewissermaßen als die Regel hinstellen und sich noch ob dieses Wegs rühmen. Ich kenne einen, der bei seinen Vorträgen, die er heute als berühmter Mann überall hält, erzählt, daß er in seiner Jugend in mehr Schulen als Klassen gesessen hätte, und daß man auch so seinen Weg gehen könne. Gewiß kann man ihn so gehen, bloß die meisten gehen dabei vor die Hunde, und keiner fragt nach ihnen, und keiner mag ihre Vorträge hören.

Ich will Ihnen was sagen; ich habe einen Jungen zu Hause, einen Kerl, der genau so ist, wie ich damals war. Der Bengel hat nur den einen Wunsch, auf See zu gehen. Aber ich habe es ihm gesagt, und ich werde mein Wort wahr machen, daß ich ihm eher alle Knochen im Leibe zerbreche, ehe er auf ein Schiff kommt, bevor er seine Schule richtiggehend fertig hat, und dann einmal einen Weg gehen kann in Ordnung und Vernunft. Lieber schlage ich den Jungen tot, bevor ich zugebe, daß er das durchmachen muß, was ich in all den Jahren erlebte. Wie sagt doch der Lateiner ‚Non scholae sed vitae . . .‘, na, wie hieß das doch weiter? Nun hat sich der alte Köp-pen damals soviel Mühe gegeben . . .“ —

Ein Pfiff fährt vom Bug her scharf und durchdringend über Deck. Kommandorufe, Durcheinander der zusammenlaufenden Seebären. Ein Blick schlägt gar nicht weit von unserem Schiff in das Meer. Ein großer Brecher geht über Deck. Ich kriege die ganzen Spritzer über mich. Die Mannschaft hat alle Hände voll zu tun. Der Sturm kommt.